

Sprechen über Notfälle: Soll man – oder lieber nicht?



Soll man Kinder, die ein schreckliches Geschehen miterleben mussten, darauf ansprechen oder nicht? Über diese Frage wird auf Facebook gerade diskutiert, nachdem eine Schulleiterin in einem Zeitungsartikel so zitiert worden ist, dass man Kinder (die Augenzeugen eines Tötungsdeliktes geworden sind) lieber nicht von sich aus ansprechen sollte – es wäre besser zu warten, bis die Kinder „von selbst kommen“ würden. Mechthild Schroeter-Rupieper, eine geschätzte Kollegin von mir aus Gelsenkirchen, hat genau diese Empfehlung wiederum in einem Facebook-Beitrag deutlich kritisiert. Dazu nun einige Anmerkungen aus meiner (ganz persönlichen) Sicht:

Zunächst einmal muss m. E. immer hinterfragt werden, ob der zitierte Satz der Schulleiterin so gefallen ist und in welchem Zusammenhang er steht. Ich habe zum gleichen Ereignis ebenfalls ein Medieninterview gegeben und habe mir einmal mehr gedacht, wie heikel es ist, wenn aus einem längeren Statement einzelne Sätze herausgegriffen werden. Im kritisierten Zeitungsartikel ist außerdem zu lesen, dass die betroffenen Schulen und die schulpsychologische Beratungsstelle eine ganze Menge getan haben, um den betroffenen Kindern Unterstützung anzubieten. Auch die Notfallseelsorge war selbstverständlich vor Ort. Dies an erster Stelle zur Klärung von offensichtlich erkennbaren Fakten und zur Ehrenrettung der im konkreten Fall kritisierten (handelnden) Personen.

Die Empfehlung, Kinder nach einer Notfallerfahrung *nicht* anzusprechen, weil man womöglich „schlafende Hunde weckt“ oder „etwas noch schlimmer macht“, ist (vom aktuellen Anlass einmal ganz abgesehen) allerdings tatsächlich weit verbreitet – und sie ist schlichtweg falsch. Hier stimme ich meiner Kollegin Mechthild Schroeter-Rupieper ausdrücklich zu. Ich kann es aus weit über 100 Interviews mit Kindern und Jugendlichen auch empirisch bestätigen: Kinder wünschen sich, über das Erlebte sprechen zu können – und wenn sie es können, empfinden sie es als hilfreich.

Oftmals trauen sich Kinder aber nicht, „von sich aus“ ein schwieriges Thema anzusprechen: Wie sollen sie auch Worte für etwas finden, das wir Erwachsene ja kaum formulieren können! Manche Kinder spüren außerdem ganz genau, dass die Erwachsenen um sie herum selbst lieber nicht über das Geschehene sprechen möchten – und auch deshalb sprechen sie es nicht „von sich aus“ an. So wird etwas, über das eigentlich dringend gesprochen werden müsste, tabuisiert und mit dem Mantel des Schweigens bedeckt. Belastendes bleibt unausgesprochen, es schwelt und bedrückt im Stillen; es findet eben keinen Raum. Dies verweist darauf, wie wichtig es ist, anlässlich eines schrecklichen Geschehens in Kontakt zu kommen und sich auszutauschen – also durchaus über das Erlebte zu sprechen. Ich möchte das Thema aber noch etwas differenzierter betrachten, einige weitere Denkanstöße und eine gewisse Orientierungshilfe geben.

1. Gespräche sind hilfreich – aber sie sind es nur dann, wenn sie *freiwillig* stattfinden. Das bedeutet: Man sollte *Gesprächsangebote* machen, die Kinder und Jugendliche niedrigschwellig nutzen können, wenn sie das *möchten*. Und sollten sie es nicht wünschen, ist das eben auch ok; das muss akzeptiert werden. Auch gemeinsames Schweigen kann hilfreich sein, gemeinsames Aushalten; etwas Nonverbales. Nicht immer braucht es viele gesprochene Worte: Der eine oder andere Jugendliche schreibt das Erlebte beispielsweise lieber auf. Der eine oder andere braucht etwas ganz anderes als ein „Gespräch“. Das ist also ein weites Feld, und man sollte Unterstützungsangebote der Psychosozialen Notfallversorgung grundsätzlich nicht auf „Gespräche“ reduzieren.
2. Gespräche dürfen niemals aufgezwungen oder fragwürdig „inszeniert“ werden. Das kommt bei Kindern und Jugendlichen überhaupt nicht gut an und erzielt auch keine hilfreiche Wirkung. Deshalb müssen diejenigen, die solche Gesprächsangebote machen, sehr gut ausgebildet worden sein. Lehrkräfte sind das in der Regel nicht. Das ist ausdrücklich keine Kritik an den Lehrkräften, sondern an der Lehrkräftebildung in Deutschland, die in diesem sehr speziellen Bereich definitiv Defizite

aufweist. Auch dies kann ich mit Forschungsergebnissen belegen. Viele Lehrkräfte engagieren sich nach einem Unglück, nach einer Krise oder Katastrophe im Schulkontext enorm. Sie sorgen für ihre Schülerinnen und Schüler und bieten jede Hilfe an, die sie leisten können. Dieses Engagement muss anerkannt und hervorgehoben werden! Viele Lehrkräfte sind nach Notfallsituationen aber auch selbst sehr betroffen, verunsichert und wissen einfach nicht, wie sie nun ihre Worte wählen sollen. Deshalb ist es so wichtig, dass ggf. fachliche Hilfe durch Notfallseelsorgerinnen und Notfallseelsorger, Kriseninterventionsteams, Schulpsychologinnen und Schulpsychologen, Traumaambulanzen oder Beratungsstellen hinzugezogen wird.

3. Auch ein weiterer Aspekt sollte noch in den Blick genommen werden: Bei Kindern, die durch ein bestimmtes Ereignis tatsächlich traumatisiert worden sind, können (*erzwungene und fachlich eben nicht gut vorbereitete*) „Gespräche“ nämlich durchaus auch problematisch sein. Sie können Erlebtes „triggern“ und Belastungen verstärken. Deshalb kommt es auf die Art der Gespräche, auf die Gesprächsführung und die Gesprächsinhalte an. Bestimmte Fragen, etwa nach grausamen Details, sind unangebracht und verbieten sich. Dass man einem Kind aber sagt: „Ich bin für Dich da. Ich höre Dir zu. Wenn Du Fragen hast, kannst Du sie mir stellen, und ich antworte Dir auch darauf“ – dagegen spricht nichts; im Gegenteil: Das ist – auch Eltern – ausdrücklich zu empfehlen. Einem Kind zu signalisieren: „Sag, was Dich bedrückt. Ich gebe Dir Halt“ – das ist immer richtig! Genau so ist es in Ordnung, eigene Betroffenheit einzugestehen. Oder zuzugeben, selbst womöglich einmal *keine* Antwort zu haben. Eine Frage zu stellen und über eine Frage zu sprechen, kann auch dann hilfreich sein, wenn es keine einfachen Antworten gibt: Tatsächlich gilt hier: „Der Weg ist das Ziel“, was bedeuten soll: Nicht unbedingt ist eine Antwort entscheidend, sondern auf das gemeinsame Nachdenken über eine Frage kommt es in solchen Fällen an.
4. Ein vierter Punkt ist dieses: Kinder überhaupt nicht anzusprechen, signalisiert ihnen: „Ich möchte nicht wissen, was da passiert ist. Behalt es am besten für Dich.“ Und das ist äußerst problematisch. So werden Kinder, die nach Worten suchen, mit dem, was sie erlebt haben, völlig alleine gelassen: „Schau am besten selbst, wie Du klar kommst!“ Eine solche Botschaft ist fatal (aber dies wird auch die Schulleiterin im besagten Zeitungsartikel ganz bestimmt nicht gemeint haben, da bin ich mir sicher!).

Was also nicht sein sollte, ist dass es nach einer Notfallerfahrung keinerlei Gesprächsangebote gibt. Hinter der Begründung, für Kinder wäre es das Beste so, verbirgt sich oftmals eher die Unsicherheit und Verunsicherung von Erwachsenen, die selbst nicht wissen, was man angesichts von etwas derart Unbegreiflichem und Schrecklichem eigentlich sagen soll. Es ist tatsächlich ja auch nicht leicht, über solche Ereignisse zu sprechen. Man darf es sich aber nicht so einfach machen, dass man sagt: „Mein Kind ist nicht zu mir gekommen, also haben wir auch nicht weiter darüber gesprochen.“ Das würde die Verantwortung für eine angemessene Verarbeitung von Unglücken, Krisen und Katastrophen allein den (betroffenen!) Kindern zuschieben – und das wäre geradezu gemein.

Kurzum: *Gesprächsangebote* (!) für Kinder nach Notfällen sind auf jeden Fall wichtig und richtig. Natürlich gibt es das eine oder andere zu beachten. Wer unsicher ist, was man sagen soll – und wie man etwas sagen soll, möge sich deshalb beraten lassen: Auch dafür sind die verschiedenen Fachkräfte da!

Kontakt zum Autor: harald@karutz.de